

Der Klostermüller.

Eine Erzählung

von
Rudi Krensch,

Nachdruck verboten.

„Müller sagte. — Da hatte ich den Bürgermeister auf etwas aufmerksamer gemacht, was ihm noch nicht in den Sinn gekommen war. Da müßte er einen Krieger vorziehen. Und er gab seinen Gedanken Klang und sagte: „Ach, danke Euch, Gott, daß Ihr mich darauf aufmerksam gemacht habt. Ich werde mich in mein Testament schreiben, daß mir nur von dem Besiz zugewandt!“

Der Bürgermeister sah ihn verdutzt an und wiegte mühsam den Kopf, indem er sein Glas leerte. „Ja“, murmelte er bedächtig, „wenn Ihr partout nicht gutwillig seid, dann müssen wir Euch eben zwingen! Es gibt mehr Ketten wie tolle Hunde!“

„Zwingen?“ fuhr der Klostermüller auf. „Wer will mich zwingen?“

„Wir durch das Gesetz!“

„Das Gesetz? Käst Euch nicht auslachen! Als ob mich jemand von meinem Eigentum heruntergerissen könnte!“

„Das nie! Aber das will ja auch kein Mensch! Wir wollen im Guten mit Euch verhandeln, aber Ihr wollt nie! Gut! Aber was wir für die Casselle brauchen, das kriegen wir doch. Jetzt werdet Ihr einfach enteignet!“

„Enteignet?“ Ihr, mich? Ihr den Besiz? Ihr mit meines Vaters Boden nehmen? Das wollen wir sehen!“

Der Klostermüller rüde sich hoch am Tisch und ließ die Hand schwer auf die Tischplatte fallen. Seine Augen wurden hell und sprühten Blitze; seine Lippen preßten sich krampfhaft aufeinander, seine Brust wölbte sich hoch auf unter heftigen Atemzügen. Er stand wie aus Eism. All die Zeitungsblätter, die seit dem Kriege über ihm gelegen hatten, war mit einemmal verschwunden. Alles an ihm war Blies und Kraft. „Gott!“ sprach er fest und hart. „Meiner Leibarzt habe ich mich noch bei Gemeinderatsversammlungen; warum, das habe ich Euch noch gesagt; aber wir älteren haben doch immer zusammengekommen wie Nachbarn und Vänner. Was Ihr während des Krieges an mir getan habt mit Eurem Spott und Eurem Hohn, das habt Ihr wieder gut gemacht, als meine Frau gestorben ist. Bis Ihr Euch mit den Keil da oben einschlagen habt, der uns die Freiheit da vor die Nase gesteckt hat und Euch all miteinander nach und nach um Freiheit und Eigentum bringt, damit Ihr von seinen Gnaden leben müßt. Bis dahin hat ich mich immer gehalten, daß ich zum Vordringen an meine Frau, an meine zwei Kinder und auch an mich Euch danke sagen will. Ich will Euch, Ihr wollt mich enteignen. Einem alten Mann wollt Ihr sozusagen das Dach überm Kopf wegnehmen. Das ist häßlich; schlingt sich noch, weil Ihr es wegen dem fremden Keil tun wollt. Früher, wie ich dafür plädiert habe, daß die Kreisstraße an meiner Mühle vorbeiziehen soll, da habt Ihr die Mühlen gezücht. — Was ich jetzt tu, was aus dem Alter wird, das läßt Ihr Euch denken und könnt das den Gemeinderäten aussprechen. Wie Ihr anstellen wollt, um die Verteilung durchzuführen, das will ich nicht, aber Ihr werdet ja schon ein Mittelchen finden. Für mich ist es genug, daß Ihr wollt.“

„Ihr lieber Müller!“ lachte ihm der Bürgermeister zu beglückend, denn es einen Stich ins Herz gegeben hatte, daß der schon lang in Aussicht genommene neue Alt an verloren gehen sollte und der sich zugleich darüber freute, daß Besiz mit dem Hinweis auf die Kreisstraße ihm einen Fingerzeig gegeben hatte, wie die Enteignung gelingen könne.

„Spart Euch Worte! Es ist gar keinen Zweck, auch nur noch eine Silbe darüber zu verlieren. Ich will von der ganzen Sache nie mehr hören und damit halt!“

Der Bürgermeister rief sich verlegen das Amt und sah unglücklich zu Boden. Besiz war aus Fenster und sah wie glückselig hinter. „Wohin ich geh“, begann Gottson nach einer Weile. „Der wenn ich...“

„Ihr könnt Eure Lungen schonen. Für mich ist der Kram erledigt!“

Als der Bürgermeister sich immer noch nicht vom Fleck rührte und nach neuen Worten suchte, wurde Besiz umgebildet.

„Wenn Ihr zum Essen dableiben wollt, ist es mit recht. Ich hab Hunger und mücht nicht länger warten!“

„Na, Besiz!“ hat der Bürgermeister.

„Spart Euch alle Mühe!“

Da ging der Bürgermeister schwerer Herzens.

IV.

Der Fischer blühte in blauen Wäshen. Die Seite hatte ihre Hände in den Schößen hinten lassen und sah mit glückseligen Blicken hinaus in den lichtgelben Lenz, der den ganzen Rheingang mit Duft und Blüten füllte und all die zahllosen Obstbäume in schimmernden Schmelz gefüllt hatte.

Ziellos gingen ihre Blide mit ihren Gedanken ins Weite und tranken die verschwenderische Blütenpracht, die sich weit über den glühenden Rhein hinaus in den tiefblauen Himmel hineinragte, und selbst die rauchende Schote der Fabrik mit mildem Seiden umspann.

Das Herz wurde ihr ganz voll und Tränen kamen ihr in die Augen. Wie schön wäre es gewesen, wenn sie das alles mit ihrem Vater gemeinsam hätte genießen können... Und er war so lang, so lang schon tot... verschollen... verscharrt... Gott, wie war das wunderbar er für Augen machen, wenn er jetzt den Boden sehen könnte... wie der umherging in der Wehle, ganz mit derselben Weine wie damals sein Vater. Der schien auch immer zu fragen: Was ist die Welt? Und war so elend umgekommen. — Und wie ihn jag es nun auch seinen Sohn in die Welt, und der Großvater hatte ein Einsehen und schickte ihn auf die Müllehöhle.

O, der Alte war doch gut.

Die Fenster den Kopf und nahm ihre Arbeit wieder auf. Man der Buch ging, sollten auch all seine Sachen in Schub

sein. Er war doch ein Besiz, wenn auch sie keine geworden war. Da, das Leben macht manchmal einen Spieß und es man sich verleiht, ist bitterer Ernst daraus geworden. Der Sohn trat in die Stube.

„So, Mutter, jetzt war alles besorgt. Jetzt kann ich jede Stunde abfahren. Aber denkt dir, es scheint tatsächlich Ernst zu werden mit der neuen Kreisstraße. Wie ich eben beim Bürgermeister war, hat er mir die Pläne gezeigt und mir noch einmal aus Herz gelegt, daß ich ja dem Großvater noch einmal gut zurecht soll, damit er doch endlich nachgibt. Die Prozedur hat ja doch auch schon genug Geld gekostet, und es ist ja doch nicht für ihn herausgekommen. Ich kann auch wirklich mit einsehen, was er nur gegen die Straße hat; es ist direkt ein Vorteil für uns. Da kriegen wir doch einen anständigen Fahrweg hierher und brauchen nicht immer Vorposten zu nehmen, wenns Weiter den Grund ausgewählt bis dahinaus.“

„Er hat sich halt einmal in den Kopf gesetzt und will nit.“

„Aber verrückt ist es. — Na, der wird schon gucken, wenn die in der nächsten Woche an angezusehen und ihm die Wehklagen vor die Nase setzen.“

„Gott, wann du das wenigstens da machst.“

„Er wird halt ein paar Tage herumgehen und nangeln. Da mücht du dich halt mit ansehen. Es ist ein alter Mann — schon bald viermüßig — und die sind alle trübselig. Es wird schon vorübergehen.“

„Du kennst ihn nit, Peter! Mit Jo wie ich. Der steht Himmel und Hölle in Bewegung, wenn er seinen Kopf durchsehen will.“

„Da kann er nit viel durchsehen! Die Sache ist entscheidend. Er mücht sich fügen, und das ist auch am besten. Jo, daß seine Mutter nit mehr lebt, die ist nit ihr Schaden; von der Frau er einmal genug für drei Jahren! Was waren das schon für Schrecken mit dem Gerichte!“

„Was ist die Mutter, das war noch der einzige Mensch, der etwas bei ihm aussieht konnte. Vor der hat er noch Respekt gehabt. Ach, und es war jo ein gutes Tier! Das hab ich damals erfahren, als bu auf die Welt gekommen bist und niemand um mich war als ich. Und was hat sie dich jo gern gehabt!“

„Ja, ich kann mich noch nit erinnern. — Aber wo ist denn eigentlich der Großvater? Ich mücht doch noch manches mit ihm reden und noch einmal meine Papiere mit ihm durchsehen, ob auch alles stimmt.“

„Der ist in die Wägen und guck nach, ob der Wam ardentlich gepöht hat.“

„Ach, jo eine dumme Ungezogenheit! Wenn ein Anrecht zwanzig Jahre im Haus ist, braucht man ihn doch nit auf Schritt und Tritt zu kontrollieren. Der macht seine Sach schon wie sich gehört. Na, jetzt ich geht der Alte an Weitspott vorbei und nit an den Satteln. Dort fangen sie schon an anzusehen. Die zwei Tage, wo ich noch da bin, mücht ich nit das beständige Geböbel hören, jo's doch jo zuechos ist. Das Ged ist schon deponiert, er fann's schon Augenbild in den Sad stein, wenn er wollte.“

„Gott geb's, daß er oben herumgeht!“ seufzte die Mutter.

Als Besiz heimkam, forschte sie ängstlich in seinem Gesicht, aber er war müder und ausgeräut, rührte den Anschlag der Trauben und gab noch bis spät in den Abend hinein dem Vater allerlei Ratfänge und Ermahnungen. Als der Bürde zwei Tage später die Mühle verließ, nahm er gerührten Abschied von ihm und folgte dem Fußwerk mit den Augen, bis es unter dem Wägenhändler der Obstbäume verschwunden war. Dann ging er schweren Schrittes wieder an seine Arbeit.

Der und einarm vergingen ihm die Stunden, und es dachte ihn eine Ewigkeit, bis sie zum Tag geworden waren. Der Junge blühte immer abwärts.

Eine Woche danach kamen die rot und weißen Stangen der Beamten aus dem Weidenab heraus und von Stunde zu Stunde rückten sie näher an die Klostermühle heran. Der Müller traute zu nit seinen Augen nicht, dann aber brach ein wilder Lenz in ihm auf.

„Ihr einen Schritt in meine Weisen und die sollen was erleben!“ rief er und schwang die geballte Faust. Wenn das Gerichte ihm kein Recht nit gab, dann ging er weiter und wenn es bis zum Großherzog sein müte. Für was hatte er denn einen Anwalt! Er schrieb an seinen Rechtsbeistand und ging wieder an seine Arbeit. Geplant wartete er auf Antwort.

Die roten und weißen Stangen und die Wehklagen rückten immer näher. Auch vom Weidenab sah man sie herankommen. Dem Müller war's, als ob sie ihn von zwei Seiten einpressen wollten, und müht sich abzuwehren. Die Mühle rückte von seinen Schritten und seiner Stimme. Anchte und Abgabe blieben sich in ängstlicher Entfernung und selbst die Seite traute sich kaum an ihn heran.

Endlich erhielt er Antwort und wie schon seit langer Zeit rief ihm sein Anwalt, doch endlich seinen vergeblichen Widerstand aufzugeben und sich in das Unvermeidliche zu fügen. Als Rechtsmittel sein erlosch, einen Ausweg gebe es nicht. Höhnisch lachte Müller auf.

So ein Rechtsverweigerer, jo ein verfluchter! Ob der nit mit der Wande unter einer Decke steckt?

Und die Mühle rückte näher. Rundum leuchteten die roten und weißen Stangen.

Wie ein Schicksal lag der Müller auf der Laue und gab auf. Er hatte keinen Entschluß gefaßt. Wenn ihn der Staat nicht schon wollte, dann müchte er sich eben selbst schätzen.

Der Staat! Er lachte gähnend. Das war das selbe nimmergütige Mutter, dem er seine beiden Söhne hatte opfern mühen, daselbe, das den Vater nit als eheliches Kind anerkannt hat, daselbe, das seiner Frau das Herz gebrochen hatte, daselbe, das ihn nun Recht und Haus und Besiz vernichten wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Wußten Sie schon — ?

Allerhand interessante Kleinram von
Professor Psittion.

(Nachdruck verboten.)

Wußten Sie schon, daß der Menschheit 13 Joll mit springt, und daß ein Pferd in Berlin bei gleicher Sprungleistung mit drei Sägen vom Brandenburger Tor bis zum Opernhaus springen könnte?

Der Ursprung des Wortes „Karneval“ steht nicht mit Sicherheit fest. Während es nach einer verbreiteten Auffassung von den lateinischen Worten „carne vale (Fleisch, lebe wohl!)“ herkommen soll, will man es neuerdings von „carus navalis“ ableiten, das den schiffsärztlichen Dienstswagen bezeichnet.

Frage: „In Regal steht ordnungsgemäß ein brotschneidender, zweifelhafter Roman, jeder Band 6 cm dick, außerdem der Umfang noch 1 mm dick. Ein Papierwurm frisst sich von Seite 1 des 1. Bandes durch bis zu der letzten Seite des 2. Bandes. Wie lang ist der Weg des Wurmes?“ — Und die verblüffende Antwort lautet: „2 mm! Denn wenn die zwei Bände ordnungsgemäß im Regal stehen, sind die beiden oben genannten Seiten eng benachbart!“ Zweifelst Sie? Probieren Sie's aus!

Die Anzahl der Kraftwagen in den Vereinigten Staaten hat sich seit dem Jahre 1913 verdreifacht.

In dem Winkel zwischen Inn und Donau wurden 300 Meter unter der Erde Gasquellen entdeckt, die durch Einbau eines Brunnenschachtes die Gasbeleuchtung für die dortigen Anwohner liefern.

Die heute seltenen (und sehr teuren) Perlmuscheln waren früher jo zahlreich und billig, daß j. B. im Jahre 1823 nicht weniger als 100 000 Stück von Nordamerika nach Europa kamen.

Bei Chugotomata in Argentinien gibt es einen 2350 Meter hohen Berg, der fast durchwegs aus Kupfererzen besteht. Mit dem Abbau der Erze wurde jetzt begonnen.

Der fremde Schatten.

Von
Paul Lehms.

(Nachdruck verboten.)

Als Dorenberg in die Vappella-Lee einbog, kam der Mond hinter einen Wolkenhauch hervor. Die volle Scheibe stand nun — von der Erde aus gesehen — hinter den lang emporgeschossenen Bäumen, warf einen Schein auf die Straße und schuf seltsame Schattenbilder auf den Boden. Ein Wind bewegte die Bäume leicht und träuete in den Kronen.

Dorenberg, der aus einem Spielball kam, knipfte den Mantel zu und schlug den Kragen hoch, denn ihm fröstelte. Weiterwärtlich. Erst wenige Minuten vorher hatte er den Mantel weit geöffnet, weil heißer Schweiß seinen Körper durchpulverte. Eine eigentümliche Stimmung war in ihm. Eine Stimmung, die nur Verwundung hervorruft. Er lief den Weg entlang, den modernen Häuser und Bissen einräumten, er lief, als ging er einen leichten Weg, als folgte er seinem Sarge. Und er knipfte wieder den Mantel auf und schaute ihn weit.

Das war wieder die gleiche Schwellung, die einmal auf einem Ball; ihm bis ins Gehirn geschoben war. Als Renais vor ihm gestanden und mit ihren großen blauen Augen in die seinen geschaut hatte. Sie war groß und war schön.

Ja, wenn die hätte sich eben für immer nennen dürfen. Von allen Frauen, die er kennen gelernt hatte, und die mit ihm ein Stück Wegs durchs Leben gegangen, war keine so wie Renais. Von einem jeden Weibe hatte er sich immer einen burschhaften Einfluß auf seine Arbeit verspürten sein Leben lang. Bei den andern war es nur immer eine vorübergehende Erscheinung. Und nur eine schöne Frau konnte ihn anregen zu neuer Schaffenslust. Aber das ist nun einmal jo im Leben. Menschen, die zueinander gehören und eines Sarges und eines Sinnes sind, finden sich selten. Vielleicht trübt sie der Zufall zusammen. Vielleicht. Wie viele, die wohl einander bestimmt wären, wandern ihre Wege, die niemals zusammenzuführen. Und kriegen sich einmal die Wege, dann ist es spät, weil andere Verpfändungen binden.

Dorenberg erinnerte sich auch heute wieder des Festes, auf dem die Entschidung für ihn geallen war. Auf die große schiffsförmige Plaza hatte Renais geschritten. Denn sie gehörte ja längst einem andern.

Diese Entschidung führte Dorenberg in einen Taumel jenen Vergeßens. Und er fühlte von Tag zu Tag, wie seine Schaffenskraft zu einem Brauch. Er konnte nicht sein wie jene Künstler, die in ihrem Seelenjäger die schönsten und reifsten Werke schufen. Dorenberg lief in sein altes Café zurück, ließ die Frauen, oft von zwei eingeatmeten Luft, die ihn von Stufe zu Stufe abwärts trieben, die er dort erbeute, wo der Spielteufel sein Weiden jagte. Wenn um Abend lag er am lang-nicht schmalen Tische in einem Klub und spielte um verlorenes Geld. Aber der Tisch sah sich ihm im Nacken, und ließ nicht locker, bis Dorenberg den letzten Rest verpulverte hatte. Und das hatte sich an diesem Abend erigiert, an dem er in später Stunde seinem Heim entgegenwärtete. Er hatte keinen Heller mehr, und das Berzornen zu geminnen. Auch das Geborgte konnte er nicht mehr zurückgeben. Und er schenkte einem öffentlichen Stenbal.

Es war aus, aus für immer.

Er beschied kein Wort mehr, das ihm einen löhrenden Ertrag hätte einbringen können. Und nun und nimmer hätte er den Winkel zu erfolgreicher Arbeit anjehen können, denn er hatte jegliche Stimmung, die zur Anregung der Schaffenslust not

